



EINE
PRÄSIDENTIN
ZUM VERLIEBEN



LOLA KEELEY



Kapitel 1

Emily zog sich die OP-Maske vom Gesicht und zerknüllte sie in der Hand, während sie auf die kleine Menschenansammlung im Wartezimmer zuing.

Die Wartenden sahen zu ihr auf, als hätte sie gerade das Rote Meer geteilt. Ihre Blicke hingen an jedem ihrer Schritte. Das Quietschen, das ihre nigelnagelneuen Turnschuhe auf dem Linoleumboden erzeugten, war fast ohrenbetäubend laut. Emily holte tief Luft und sofort stieg ihr der universelle Krankenhausgeruch in die Nase – Desinfektionsmittel, Bleiche und eine Ahnung dessen, was damit übertüncht werden sollte. Sie beugte und streckte die Finger. Nach der stundenlangen Präzisionsarbeit traten ihre Knöchel weiß hervor und die blassblauen Adern schimmerten überdeutlich unter ihrer hellen Haut.

Diesen Teil ihrer Arbeit hasste Emily am meisten. Sie fühlte sich noch genauso überfordert wie damals, als sie zum ersten Mal eine solche Nachricht überbracht hatte.

Auch heute lag noch Hoffnung in den Blicken der Wartenden. Sie waren sichtlich davon überzeugt, dass sie eine rettende Göttin in Weiß war. Doch dann bemerkten sie ihren ernsten Gesichtsausdruck und ihre niedergeschlagene Haltung und der Funke der Hoffnung schwand aus ihren Gesichtern. Emily gab sich große Mühe, die Schultern zu straffen und den Kopf erhoben zu halten, aber nachdem sie Stunden im OP verbracht hatte, schrie ihr Körper nach einer bequemen Sitzgelegenheit und einer heißen Tasse Kaffee.

»Danke, dass Sie gewartet haben. Es tut mir leid, dass ich keine besseren Neuigkeiten für Sie habe. Wie Sie wissen, war es eine riskante Operation ...«

Ihre Erklärung wurde von dem erwarteten Aufschluchzen unterbrochen, als die Mutter der Patientin begriff, worauf Emily mit ihren sorgfältig gewählten Worten hinauswollte. Während allen um sie herum die Tränen in die Augen stiegen, klammerte Emily sich an die Fakten. So vorsichtig und umsichtig wie möglich berichtete sie, wie ihre Patientin gestorben war.

Nachdem sie ihre letzte traurige Pflicht schließlich erfüllt hatte, stellte sich Emily dem langen und einsamen Marsch zurück zur Personalumkleide. Obwohl sie erst seit knapp einer Woche als Leiterin der Herzchirurgie im *Blackwell Memorial* arbeitete – das die wohl beste Abteilung für Kinderchirurgie des Landes besaß –, kannte Emily bereits die wichtigsten Flure und Räume. Der Umkleideraum war nach den OP-Sälen für sie am zweitwichtigsten. Nur hier konnten die Ärzte und Ärztinnen sich nämlich ungestört zurückziehen, sich eine erholsame Dusche gönnen oder sich endlich aus den marineblauen OP-Klamotten schälen. Obwohl die OP-Säle strikt kühl gehalten wurden, klebte einem der Stoff nach stundenlangen anstrengenden Operationen unangenehm an der Haut.

Erschöpft ließ Emily sich auf die Holzbank sinken und lehnte den Kopf gegen die Tür des Spinds. Ihre Haare hatten sich aus dem ordentlichen Dutt gelöst, der unter ihrer OP-Haube verborgen war, und verfangen sich jetzt an der Metalltür, doch sie bewegte sich trotzdem nicht von der Stelle.

Nur noch einen Moment Ruhe, dann würde sie aufstehen und duschen gehen.

Danach würde sie hoffentlich die Kraft für die nächsten Schritte haben: ihre Büroklamotten anziehen, sich Frühstück organisieren, nach Hause in ihr nicht mal annähernd fertig eingerichtetes Reihenhaus zurückkehren und sich ausschlafen. Sie hatte das ganze Wochenende Bereitschaftsdienst gehabt, darum bedeutete der Montagmorgen für sie eine Art Freiheit. Der erholsame Schlaf war bereits so nah, dass sie ihn beinahe schmecken konnte.

Ungeweinte Tränen brannten in ihren Augen, doch sie hatte in ihrem Berufsleben schon genug Patienten verloren, um zu wissen, dass sie den tatsächlichen emotionalen Tiefpunkt erst erreichen würde, wenn sie allein in ihren eigenen vier Wänden war. Jetzt, in diesem Moment, konnte Emily nichts tun, als die entscheidenden Momente der Operation noch einmal in Gedanken durchzugehen und sich stumm zu versichern, dass sie alles in ihrer Macht Stehende getan hatte.

Als sich gerade ein Gefühl der Ruhe bei ihr einstellte, wurde die Tür zum Umkleideraum aufgeschoben und Emily erblickte ein vertrautes Gesicht: Dima arbeitete seit ihrem Abschluss hier in Washington, D.C. und hatte ihre Assistenzzeit und ihre Promotion ähnlich erfolgreich

absolviert wie Emily. Wären sie nicht so gut befreundet gewesen, hätte Emily sich wegen möglicher Eifersüchteleien gesorgt, als sie über Dimas Kopf hinweg zur Chefärztin und damit zu ihrer Vorgesetzten ernannt worden war. Doch das Schlimmste, das Dima sich hatte einfallen lassen, war, Emily auf spöttelnde Weise ›Boss‹ zu nennen.

»Hey, Boss-Lady.« Da war er wieder, der dezent neckende Unterton. »Man verlangt nach dir für einen VIP, oder zumindest für das Kind eines VIP. Offenbar ist das über meiner Gehaltsklasse.« Dima schob sich in den Raum. Sie war hochgewachsen, breitschultrig und trug die Haare in einem modischen Undercut, an den Emily sich nie herangetraut hatte. Ohne Dimas OP-Haube war das Arsenal an goldenen Ohringen deutlich zu sehen, das sie in beiden Ohren trug und das im fluoreszierenden Licht glitzerte. Sie bezeichnete ihre eigene Hautfarbe scherzhaft als sibirische Bräune und ihre helle Haut vermittelte tatsächlich den Eindruck, als wäre sie nie wissentlich dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen.

»Ugh, was für ein VIP? In New York wäre das normalerweise irgend-ein Banker-Typ, der versucht, sich vorzudrängeln.«

»Tja, wir sind hier in Washington, also kannst du dir ziemlich sicher sein, dass es in den meisten Fällen Politiker sind. Heute ist es allerdings ein bisschen was anderes. Deshalb brauchen sie dich.«

Emily lächelte matt und rappelte sich auf. Wenn sie so dringend gebraucht wurde, mussten sie eben mit ihrem Nach-OP-Zustand klar-kommen.

»Man gewöhnt sich dran.« Dimas Lächeln war so breit und strahlend wie immer. Es würde sogar den drohenden Weltuntergang erträglich machen. »Ich geb dir kurz Zeit zum Umziehen.«

Obwohl sie sich in den Klamotten stundenlang über ihre Patientin gebeugt hatte, wäre Emily auch in der zerknitterten OP-Kluft und den quietschenden Schuhen da rausmarschiert. Doch sie streifte die Sachen ab, stopfte die OP-Klamotten in den Wäschesack und zog sich erneut das schlichte schwarze Wickelkleid an, das sie gestern schon getragen hatte. Die Sneaker schob sie in einen Beutel, den sie im Spind verstaute, ehe sie in bequeme burgunderrote Ballerinas schlüpfte. Zuletzt löste sie die wenigen geschickt platzierten Bobby Pins aus ihrem Haar und fuhr ein paarmal mit den Fingern durch die Strähnen.

»Professionell genug?«

»Vergiss den weißen Kittel nicht«, sagte Dima und deutete mit einer Kopfbewegung auf den, der in Emilys Spind hing.

Zweifellos warteten noch weitere frisch gereinigte in ihrem Büro. Ihr Name und ihre Position waren über der Brusttasche eingestickt. Sie hängte sich noch ein Stethoskop um den Hals, um das Outfit zu vervollständigen.

»Hier lang.« Dima trat auf den Flur und hielt ihr die Tür auf.

Emily blieb ihr auf den Fersen und versuchte, mit ihren längeren Schritten mitzuhalten.

»Wir sind es gewohnt, dass VIPs aus der Politik hier auftauchen und behandelt werden wollen. Aber dieser Patient ist zum ersten Mal seit einer Weile ohne Termin da, deshalb benehmen sich alle ein bisschen wie aufgeschreckte Hühner. Außerdem herrscht natürlich die typische Montagmorgenstimmung.« Wenn sie Vokale aussprach, konnte man Dimas russische Herkunft noch ganz leicht heraushören. Sie redete selten über ihr Heimatland. Sie war zum Studieren nach Amerika gekommen und hatte nie wieder zurückgeblickt.

»Also, um wen geht es hier?« Emily hatte sich lange genug in Geduld geübt, jetzt gewann ihre Neugier doch die Oberhand.

»Laut Krankenhausordnung dürfen die Namen von VIP-Patienten nicht in öffentlichen Bereichen genannt werden«, erwiderte Dima, die sich die meiste Zeit penibel an die Regeln hielt.

Vermutlich hätte Emily das als Chefarztin wissen sollen.

»Und auf dieser speziellen Ebene kommen nur Decknamen zum Einsatz. Selbst in den Akten.«

»Alles klar. Aber wenn es so dringend ist, warum hat man mich dann nicht aus meiner OP geholt? Ganz abgesehen davon: Warum übernimmt das nicht der übliche Arzt dieses VIP?« Emily hatte ungefähr einhundert andere Dinge zu tun. Nicht zuletzt musste sie verarbeiten, dass sie gerade erst eine Patientin auf dem OP-Tisch verloren hatte. Sie hatte Besseres zu tun, als ihre Pläne für diesen Montagmorgen zu ändern, nur um einem Senator unter dem Vorwand, seinen Enkel zu untersuchen, ein weiteres Mal Viagra verschreiben zu müssen.

Dima blieb vor der letzten Tür am Flur stehen, direkt neben dem Notausgang, vor dem zwei bewaffnete Wachleute in schwarzen Anzügen standen, die etwas von eindrucksvollen Statuen hatten. Von sehr aufmerksamen Statuen, die Emily und Dima mit dem distanzierten,

emotionslosen, aber gründlichen Blick eines Scanners einmal von oben bis unten musterten.

»Nun, das ist das Problem. Du hast seinen üblichen Arzt ersetzt. Jetzt leitest nämlich du die Herzchirurgie und bist die ranghöchste Kinderchirurgin. Und sicherlich hast du mitbekommen, dass deine Ernennung eine ziemliche Aufregung verursacht hat, Boss.«

»Oh, bitte sag nicht, dass das schon wieder auf dieses ganze Jüngste-Chefärztin-Theater hinausläuft. Als ich den Job angenommen habe, habe ich dem Vorstand klipp und klar gesagt, dass für mich die Chirurgie an erster Stelle steht, nicht die Vermarktungsmöglichkeiten. Ich bin nicht hier, um denen die Vorzeigeärztin zu machen, Dima.«

Dima zuckte mit den Schultern.

Emily seufzte und kniff sich in die Nasenwurzel. »Wie alt ist der Patient?«

»Zwölf, glaube ich. Er wartet gleich da drinnen.«

Selbst ohne Koffein schalteten Emilys Neuronen einen Gang hoch. Die Erkenntnis kündigte sich an wie eine schwere Bowlingkugel, die dröhnend und unausweichlich auf sie zurollte. Nur ein einziges zwölfjähriges Kind in den USA wurde von den unverwechselbaren Agenten des Secret Service begleitet. Was bedeutete, dass Emily keinen Geringeren als Zachary Calvin behandeln würde, den einzigen Sohn der derzeitigen Präsidentin.

Na großartig. Bloß kein Druck. Nicht dass Emily viel auf den Status ihrer Patienten gab. Für sie ging es nur um die Medizin. Aber die sogenannten einflussreichen Persönlichkeiten brachten eine Menge zusätzlicher Hürden mit, vom Papierkram ganz zu schweigen. »Okay, muss ich sonst noch irgendetwas wissen?«

Dima reichte ihr das Tablet, das sie umklammert gehalten hatte. »Hier steht alles drin.«

»Natürlich.« Emily überflog die ersten paar Seiten und verschaffte sich einen Überblick. Ihre erfolglose Operation hing ihr immer noch nach, darum musste sie tief graben, um ihre Berufspersona der Dr. Emily Lawrence, M.D./Ph.D., Absolventin von Princeton und Harvard, heraufzubeschwören. Schließlich griff sie nach der Türklinke.

Doch die Tür blieb widerspenstig verschlossen.

»Hier«, sagte Dima und griff nach der Schlüsselkarte, die an einem Band um Emilys Hals hing. »Damit kommst du so ziemlich überall rein. Weil du der Boss bist und so.«

Emily schenkte Dima ein schiefes Lächeln, bevor sie das Behandlungszimmer betrat. Seufzend stellte sie sich ihrem Schicksal. »Bloß ein weiterer Patient«, murmelte sie sich selbst zu.

»Da sind Sie ja! Also wirklich, der Service in diesem Krankenhaus wird mit jedem Mal schlechter.« Die weiße Frau, die Emily so überrumpelt hatte, war gerade mal 1,50 Meter groß und elegant in Schwarz gekleidet. Ihr kurzer, schwarz gefärbter Pixie-Cut war absolut makellos frisiert. Emily hätte sie auf Mitte fünfzig geschätzt, aber in Anbetracht der Tatsache, dass sie hier die Schwiegermutter der Präsidentin vor sich hatte, konnte das nicht stimmen. Sie musste über siebzig sein, denn hatte Präsidentin Calvin nicht im letzten Jahr ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert?

»Mrs. Calvin? Ich bin Dr. Emily Lawrence. Tut mir leid, dass Sie warten mussten, aber ich hatte noch ein Gespräch mit der Familie meiner letzten Patientin.« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem jungen Mann zu, der geduldig am Fenster stand. »Du musst Zachary sein. Freut mich sehr, dich kennenzulernen.«

Er war groß für sein Alter: Seine weiße Haut hatte die typische leichte Sonnenbräune reicher Kinder. Mit seinem schlanken, schlaksigen Körperbau ähnelte er seiner Großmutter überhaupt nicht. Er trug ein schickes Polohemd mit einem kunstvollen Schulwappen auf der Brusttasche und Cargoshorts, die offensichtlich sehr ausgiebig gebügelt worden waren. Seine kastanienbraunen Locken waren kurz geschnitten und tadellos gestylt.

»Sie können mich Zach nennen. Das machen alle so. Zachary kommt nur zum Einsatz, wenn ich Ärger kriege.« Er durchquerte den kleinen Raum und streckte ihr etwas zögerlich eine Hand entgegen.

Ein netter Junge.

Emily ergriff seine Hand und schüttelte sie fest. »Du hast ein paar Schultage verpasst. In deiner Patientenakte werden grippeähnliche Symptome erwähnt.«

Zach zuckte mit den Schultern. »Ist nicht so, als wär's das erste Mal. Bloß eine Erkältung, oder?«

Als Kinderchirurgin kannte Emily diesen abgebrühten Tonfall von Patienten mit chronischen Erkrankungen nur zu gut. Zach hatte sein ganzes bisheriges Leben damit verbracht, über sein Herz und seine Gesundheit zu reden, ob er es nun wollte oder nicht. Emily konnte recht gut mit Kindern umgehen, aber es tat immer weh, wenn ein so junger Mensch bereits derartig zermürbt war.

»Mittlerweile kennst du dich mit deiner Krankheit wahrscheinlich genauso gut aus wie ich. Darf ich damit beginnen, deine Brust abzuhören? Wenn da alles in Ordnung ist, können wir ein paar der anderen Tests überspringen. Wir haben das EKG gleich hier und startklar.« Emily lächelte Zach an.

Mrs. Calvin schien dieser Vorschlag überhaupt nicht zu gefallen. »Ich weiß nicht, wie Sie diese Abteilung zu leiten gedenken, aber Zachary wird jeden Test durchlaufen, der notwendig ist. Wir halten nicht viel von Abkürzungen.«

»Selbstverständlich«, entgegnete Emily. »Eine Aortenisthmusstenose ist eine ernst zu nehmende Erkrankung, da haben Sie ganz recht. Aber Zach achtet ganz eindeutig sehr auf seine Gesundheit. Infektionen sind in seiner Situation natürlich besorgniserregend, aber er ist nun mal ein Kind, das das Haus verlassen darf. Und draußen gibt es andere Menschen. Erkältungen lassen sich da nicht völlig verhindern.«

Mrs. Calvin wirkte nicht im Geringsten besänftigt.

Emily schlug ihren beruhigenden Tonfall an und fuhr fort: »Aber wir wollen ihn auch nicht grundlos unangenehmen Untersuchungen aussetzen. Bestimmt kannst du es gar nicht erwarten, wieder in die Schule zu gehen und deine Freunde zu sehen, oder? Mit ein bisschen Glück bist du zurück an deinem Platz, bevor die erste Stunde vorbei ist.«

»Echt?« Zach strahlte übers ganze Gesicht. Die Ähnlichkeit zu seiner Mutter, der Präsidentin, war geradezu unheimlich, auch wenn er ihr blondes Haar nicht geerbt hatte. Sie teilten die gleiche kalifornische Ausstrahlung, die hohen Wangenknochen und die schmale Nase.

»Wir wollen doch, dass alle zufrieden sind.« Emily legte die übliche Autorität in ihre Stimme und vermied es dabei, seine Großmutter anzusehen. »Arztbesuche sollen keine Qual sein. Du musst nicht länger als nötig im Krankenhaus bleiben. Solange das EKG und die Blutproben, die man vorhin von dir genommen hat, unauffällig sind, darfst du zurück in die große böse Welt da draußen.«

Auf ihr Zeichen hin hüpfte Zach routiniert auf die Liege, setzte sich aufrecht hin und wartete auf Emily und ihr Stethoskop.

Sie wärmte es zunächst in ihrer Handfläche an, eine alte Angewohnheit, die sie sich von ihrem eigenen Kinderarzt abgeguckt hatte, und legte es dann auf seine Brust, nachdem er sein Polohemd hochgezogen hatte.

Emily war mit dem menschlichen Herzschlag so vertraut wie andere Leute mit klassischer Musik. Sie kannte den Rhythmus von gleichmäßigen, soliden Herztönen, vor allem aber konnte sie ein Herzgeräusch oder einen Aussetzer in den Schlägen mit unfehlbarer Präzision heraushören.

»Klingt gut«, sagte sie und schenkte Zach ein aufmunterndes Lächeln. »Was auch immer sich für ein hinterhältiger Keim bei dir festgesetzt hatte, scheint sich wieder aus dem Staub gemacht zu haben. Lass mich noch kurz hier auf dem Tablet einen Blick auf die Ergebnisse der Blutanalyse werfen – ja, ich gebe dir sehr gern grünes Licht für einen Tag voll von Mathe und Sport, wenn das EKG genauso gut aussieht.«

»Für Sport bin ich freigestellt«, erwiderte Zach. »Irgendwas wegen der Versicherung der Schule. Aber ich habe einen eigenen Trainer, der mit mir arbeitet.«

»Du hast gemerkt, dass ich zu einem Vortrag darüber ansetze, wie wichtig sportliche Betätigung ist, nicht wahr?« Emily hängte sich ihr Stethoskop wieder um den Hals und griff nach dem Rollwagen neben der Liege, auf dem ein brandneues EKG-Gerät stand. Das Ding schien frisch aus der Verpackung zu kommen und direkt hier aufgestellt worden zu sein.

»Das ist neu«, bemerkte Zach hinter ihr. »Das machen sie immer.«

»Ach ja?«

»Ich schätze, das ist wegen meiner Mom. Aber ich finde die Geräte besser, die schon benutzt wurden und von denen man weiß, dass sie zuverlässig sind. Was, wenn dieses schicke neue Ding eine Fehlfunktion hat, von der niemand was weiß?«

»Darüber brauchst du dir keine Sorgen machen. Sie werden ganz oft getestet, bevor sie am Patienten zum Einsatz kommen«, entgegnete Emily. »Falls trotzdem irgendwas nicht stimmt, bekomme ich das mit. Aber ich stimme dir zu. Bevor ich hergekommen bin, war ich in einem kleineren Krankenhaus, und ein nigelnagelneues Gerät, frisch aus der Verpackung? Tja, das hat man da nie zu Gesicht bekommen. Wir hatten Glück, wenn der Bildschirm einigermaßen funktioniert hat.«

»Oh.« Zach schaute auf seine Hände hinunter, die er im Schoß gefaltet hatte. »In so einem Krankenhaus war ich noch nie. Vor unserem Umzug hierher waren wir in Sacramento.«

»Als deine Mom noch Gouverneurin war?«

Zach nickte. »Und ich glaube, davor waren wir in Los Angeles, aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern, weil ich noch zu klein war. Damals wurde ich operiert, damit genug Blut durch meine Hauptschlagader fließen kann. Mom hat gesagt, man konnte das Problem erst erkennen, als ich geboren worden war, deshalb ...«

Das war Mrs. Calvin offensichtlich zu viel, denn sie legte das Buch weg, in dem sie zu lesen vorgegeben hatte. Bisher hatte sie noch keine einzige Seite umgeblättert. »Für gewöhnlich ziehen wir es vor, wenn das medizinische Personal nicht mit Zachary über seine Mutter spricht. Aus Sicherheitsgründen. Das verstehen Sie sicher.«

Emily hob ergeben die Hände. »Natürlich. Dann schauen wir uns doch mal deine Werte an und wenn alles unauffällig ist, sind wir auch schon fertig.«

Sie platzierte die Elektroden und lächelte Zach zu, als sie auf den Knopf drückte, um die Messung zu starten. Ihr entkam ein leises, erleichtertes Seufzen, als sich genau wie erwartet ein normaler Sinusrhythmus auf dem Bildschirm abzeichnete. Zur Sicherheit wartete sie das detailliertere Endergebnis der Messung ab, auf dem sich der Herzfehler erkennen ließ, den Zachary seit seiner Geburt hatte – neben seinen anderen gesundheitlichen Beeinträchtigungen.

»Sieht gut aus«, sagte Emily so beruhigend wie möglich, während sie ihm die Elektroden wieder abnahm. »Wahrscheinlich merkst du inzwischen selbst, wenn etwas nicht stimmt.«

Zach nickte. Die Anspannung in seinen Schultern ließ sichtlich nach. »Benimmt sich heute fast wie ein normales Herz.«

»Korrekt. Aber versuch, es nicht als *normal* oder *nicht normal* zu bezeichnen. Jeder Körper, jeder Mensch hat seine ganz eigenen gesundheitlichen Herausforderungen. Du hast bloß zufällig eine sehr ausgefallene abbekommen.«

Gerade als Mrs. Calvin erneut ansetzte, sich einzuschalten, klopfte es an die Tür. Eine schwarze Frau in modischer Businesskleidung trat ein. Es war niemand Geringeres als Rebecca Mason, CEO des Krankenhauses und Emilys neue Chefin. Mit dieser Unterbrechung hätte Emily rechnen müssen.

»Hallo, zusammen!« Rebecca schenkte ihnen ihr professionellstes Lächeln. »Wie geht's denn unserem Lieblingspatienten? Kommst du mit Dr. Lawrence zurecht, Zachary?«

»Ja, gut, danke.« Er wich ihrem Blick aus. »Sie hat gerade gesagt, dass ich heute schon zurück in die Schule darf.«

»Das stimmt«, bestätigte Emily und klopfte Zach auf die Schulter. Er schaute mit dem Anflug eines Lächelns zu ihr auf.

»Und Zach weiß Bescheid – falls sich irgendetwas ändert, muss er uns nur anrufen. Wir stehen jederzeit bereit.«

Mrs. Calvin grätschte dazwischen und baute sich vor Rebecca auf. »Ich weiß nicht, wo Sie diese Ärztin aufgegabelt haben, und bestimmt war sie sehr beliebt, wo auch immer sie Cheerleading studiert hat, aber Zachs vorheriger Mediziner war zertifizierter Facharzt für Chirurgie, der zweimal in Afghanistan gedient hat.«

»Dr. Lawrence ist ebenfalls zertifiziert und wurde jüngst von drei verschiedenen medizinischen Fachzeitschriften als beste Kinderherzchirurgin ausgezeichnet. Und zwar landesweit. Wir können uns sehr glücklich schätzen, sie hier nach Washington geholt zu haben.«

»Ich hatte auch Stellenangebote aus New York, Chicago und Los Angeles«, sagte Emily mit falscher Bescheidenheit. »Aber ich würde nirgendwo lieber sein. Die Fachabteilung – und auch das Krankenhaus insgesamt – ist absolut erstklassig.«

»Seine Mutter wird davon hören, wissen Sie? Sie mag eine viel beschäftigte Frau sein, aber sie nimmt sich stets die Zeit, sich zu vergewissern, dass ihr einziges Kind die bestmögliche Versorgung erhält. Jederzeit.«

Emily hatte es noch nie sonderlich beeindruckt, wenn andere Menschen ihren Einfluss geltend machten. Außerdem hatte sie es allmählich satt, den Speichellecker zu geben. »Ich habe nicht den Eindruck, dass Präsidentin Calvin eine Person ist, die viel Wirbel um nichts machen würde. Ich nehme eher an, sie wird erleichtert sein, zu hören, dass der Gesundheitszustand ihres Sohnes ausgezeichnet ist. Besonders, da sie in ihrem Wahlkampf mit einer Krankenversicherung für alle geworben hat und dieses Thema bis dato noch nicht angegangen ist.«

Rebecca warf Emily einen warnenden Blick zu und nahm ihr sanft das Tablet ab.

Es war Zachary, der statt seiner Großmutter antwortete. »Was heißt das?«

Emily legte zwei Finger an die Nasenwurzel und verkniff sich ein Seufzen. Sie hatte sich mitten in ein Gespräch über Politik hineinmanövriert, obwohl sie sich vorher ausdrücklich ermahnt hatte, bloß das Kind zu untersuchen und dann so schnell es ging zu verschwinden. »Nichts, Zach. Ich bin nicht hier, um über Politik zu diskutieren, sondern nur, um dich wieder in die Schule zu schicken.«

»Nein, Sie wollten doch auf etwas Bestimmtes hinaus. Sie sagten ...«

Emily hatte ihre Patienten noch nie angelogen, warum sollte sie also jetzt damit anfangen? »Ich wollte darauf hinaus, dass viele Menschen für Präsidentin Calvin gestimmt haben –«

»Meine Mom.«

»Deine Mom, genau. Viele Menschen haben ihr in einer sehr knappen Wahl ihre Stimme gegeben, weil sie versprochen hat, endlich wirklich etwas an dem Gesundheitssystem dieses Landes zu ändern. Das ist jetzt zwei Jahre her und bis jetzt hat sie das Pflegepersonal noch nicht einmal in einer Rede erwähnt, geschweige denn tatsächlich neue Gesetze in diesem Bereich verabschiedet. Ich hingegen musste heute Morgen einer Familie sagen, dass wir ihr Kind nicht retten konnten, und zusätzlich zu der Trauer, mit der sie sich jetzt auseinandersetzen müssen, wird ihnen in nächster Zeit eine horrende Rechnung vom Krankenhaus zugestellt. Unser System ist grausam.«

»Oh.« Zach nickte. Er erwiderte nicht sofort etwas, sondern schien zunächst über Emilys Erklärung nachzudenken. Der Junge war besonnen, das musste man ihm lassen. »Das tut mir sehr leid.«

»Hör mal, nichts davon hat etwas mit dir zu tun, Zach. Und die gute Neuigkeit ist, dass dein EKG einwandfrei aussieht.«

»Das ist vollkommen unangebracht.« Großmutter Calvin klinkte sich wieder ein. Emilys Worte schienen sie vollends in Rage gebracht zu haben. »Ms. Mason, lassen Sie Ihrem Personal so etwas tatsächlich durchgehen?«

Rebecca bedachte Emily mit einem strengen Blick. »Dr. Lawrence, könnten Sie den Raum bitte verlassen.« Das war eindeutig keine Frage.

Zach ging dazwischen. »Grandma, ist schon gut. Mom sagt doch immer, sie arbeitet für das Volk. Es macht mir nichts aus, wenn ich zu hören bekomme, was sie gut oder schlecht macht. Wie auch immer, wenn diese Tests unauffällig sind, kann ich dann wieder in die Schule?«

»Absolut«, erwiderte Emily und verschränkte die Arme vor der Brust. »Ich würde meine Approbation darauf verwetten.«

»Grandma. Bitte.«

»Nun gut, dann sollen deine Agenten mal den Wagen holen. Vor dir liegt ein langer Schultag, junger Mann.«

Emily nahm das Tablet entgegen, das Rebecca ihr zurückgab, tippte auf den Bildschirm, um die Notizen zu vervollständigen, und unterschrieb die Entlassungsanweisungen für Zach. Er sprang im Handumdrehen von der Liege und war offenkundig ganz heiß darauf, hier rauszukommen. Das konnte sie ihm nicht verdenken. Er hatte in seinen jungen Jahren schon viel zu viel Zeit in Kliniken und Krankenhäusern verbracht.

»Hab einen schönen Tag in der Schule«, sagte Emily zu ihm und wich dabei Rebeccas Blick aus. »Mrs. Calvin, danke, dass Sie ihn hergebracht haben.«

Familie Calvin zog in einem Gewusel aus Secret-Service-Agenten von dannen und ließ Emily allein mit Rebecca im Behandlungszimmer zurück. Die Stille dehnte sich unangenehm lange zwischen ihnen aus, bis Emily beschloss, es hinter sich zu bringen. »Okay, vielleicht hätte ich mir den Kommentar über die Risiken eines privatisierten Gesundheitssystems verkneifen sollen –«

»Meinst du?« Rebecca seufzte leise. »Es ist ja nicht so, als wäre diese Situation nicht allen hier bewusst, Em. Du musst lernen, welche Schlachten zu schlagen sich wirklich lohnt. Und vorzugsweise pinkelst du dem Weißen Haus nicht ans Bein, wenn es sich vermeiden lässt.«

»Ich weiß, ich weiß. Aber sehen wir es mal positiv: Wie oft haben wir mit diesen Leuten denn tatsächlich zu tun? Es ist ja nicht so, als würde ich der Präsidentin im *Starbucks* über den Weg laufen, oder?«

Rebecca strich die Ärmel ihres hellbraunen Blazers glatt und bedachte Emily mit einem vielsagenden Blick. »Wo wir gerade genau davon reden: Hast du die Einladung ins Weiße Haus wegen des *Healthy Hearts*-Programms gesehen? Du wurdest gebeten, einen Vortrag über Eingriffe bei Kleinkindern zu halten.«

»Komm schon, du weißt, wie sehr ich diesen Kram hasse. Ich bin hier, um das Skalpell zu schwingen, Patienten zu retten und eine effiziente Abteilung zu führen.«

»Und dazu gehört auch gute PR-Arbeit. Die hilft bei der Spendenbeschaffung, damit wir zum Beispiel Familien wie der von heute Morgen dabei helfen können, ihre Rechnungen zu bezahlen. Du musst nur ein paar Minuten vor den Leuten reden und ich werde ja auch da

sein. Als dein Boss, wie ich dich höflichst erinnern darf. Nicht als deine Schwägerin.«

Emily stöhnte auf. Dass sie dieser Stelle den Vorzug vor allen anderen gegeben hatte, lag zum Teil daran, dass sie dadurch in die Nähe ihrer einzigen Schwester Sutton hatte ziehen können. Dass Sutton mit Rebecca verheiratet war, hatte die Entscheidung allerdings ein ganz kleines bisschen komplizierter gemacht.

»Na schön, ich halte deine kleine Rede. Und dann werden wir uns hoffentlich ganz lange nicht mehr mit irgendwelchen Mitgliedern der Familie Calvin herumschlagen müssen.«

Emily nickte Rebecca zum Abschied noch einmal zu und machte sich dann auf den Rückweg zum Umkleideraum. Als Nächstes stand eine lange heiße Dusche auf dem Programm und alles andere würde einfach warten müssen.

Kapitel 2

Allein im *Oval Office* zu sitzen, war einer der wenigen friedvollen Momente, die Präsidentin Constance Calvin in ihrem Leben noch geblieben waren. Das Telefon klingelte nicht, die Agenten des Secret Service warteten unaufdringlich vor jeder Tür und für eine oder zwei Minuten war in ihrem Kalender mal kein Termin, kein Meeting und keine wie auch immer geartete Störung eingetragen. Sie war gerade von einer frühmorgendlichen Besprechung im Kontrollraum zurückgekommen und noch schien niemand bemerkt zu haben, dass sie wieder in ihrem Büro war.

Connie legte die Hände auf den robusten Holztisch, den sie sich aus der Sammlung des Smithsonian ausgesucht hatte, schloss die Augen und atmete einmal tief durch. Sie blendete alles aus, öffnete die Augen wieder und zwang sich, sich nur auf ihre Hände zu konzentrieren. Ihre Knöchel waren so gerötet, dass sie beinahe geprellt wirkten, und hoben sich überdeutlich von ihrer hellen Haut ab. Sie sollte sich unbedingt mal wieder die Hände eincremen. In der obersten Schublade ihres Schreibtisches befand sich eine Tube Handcreme, doch sie griff nicht danach.

Montag.

Eine weitere Woche, ein weiterer Berg an Herausforderungen. Weitere Tage, die vor sechs Uhr früh begannen und für gewöhnlich erst weit nach Mitternacht endeten. Allein heute standen mehr Besprechungen an, als eine Person vernünftigerweise überhaupt wahrnehmen konnte. Die Verantwortung für so viele komplexe, miteinander konkurrierende Dinge zu tragen? Tja, das hatte sie ja überhaupt erst an dem Job gereizt. Sie schob sich eine widerspenstige Haarsträhne hinters Ohr und ließ die Außenwelt wieder in ihr Bewusstsein sickern.

Obwohl der Job selbst eine Art Berufung für sie war, ertappte sich Connie an diesem speziellen Montag dabei, dass ihre Gedanken überwiegend nicht dem Weißen Haus galten – sondern Zach und dem Krankenhaustermin, zu dem sie ihn nicht hatte begleiten können. Auch wenn sie sich große Mühe gab, kam es immer wieder vor, dass sie bei einigen seiner Termine nicht dabei sein konnte. Nicht zum ersten

Mal seit dem Tod ihres Mannes war Connie dankbar dafür, dass ihre Schwiegermutter in solchen Situationen einsprang.

Sie würden sich wahrscheinlich erst in einer halben Stunde melden. Beim Frühstück hatte Zachary heute schon sehr viel besser ausgesehen und geklungen. Trotzdem war Connie seit seiner Geburt um seine Gesundheit besorgt. Na gut, um genau zu sein, seit man wenige Tage nach seiner Geburt die Fehlbildung in Zachs Aorta entdeckt hatte. Dank der Operationen und Tests und weil er konstant unter Beobachtung stand, waren im Laufe der Zeit praktisch Wunder gewirkt worden. Ihr Junge lebte nicht nur noch, er blühte richtiggehend auf. Doch es hatte ihnen beiden furchtbar viel abverlangt, als Robert, ihr Mann und Zacharys Vater, an Krebs gestorben war. Seither konzentrierte sie sich noch viel mehr auf Zacharys Gesundheit.

Lauter werdende Stimmen durchbrachen ihre Achtsamkeitsübung. Sie ging zur Tür, die nach nebenan zum Büro ihrer Stabschefin führte, wo sich die Quelle der Unruhe befand. Connie strich ihren marineblauen Blazer glatt, den sie über einem dazu passenden Etuikleid trug, und verzog das Gesicht. Ihre neuen Schuhe zwickten jetzt schon an den Zehen. Mal wieder. Egal, wie oft sie auch darauf bestand, dass sie ihre Schuhe richtig eintragen wollte, damit sie bequem waren: Es brachte nichts. Das Personal, das ihr morgens das Outfit für den Tag zurechtlegte, brachte ihr jeden Tag brandneue Designerstöckelschuhe, von denen sie nur wieder Blasen bekam und die sie so von der Arbeit ablenkten.

»... und deshalb haben wir das Mittagessen und die Ordensverleihung verschoben«, sagte Ramira Emanuel von ihrem Schreibtisch aus. Noch bevor Connie sie sah, wusste sie, dass Ramira tadellos gekleidet sein würde. Bestimmt trug sie ein dunkles Etuikleid und einen passenden Blazer. Die Kombination war eine Art Uniform für sie geworden und bedeckte einen Großteil ihrer dunkleren Haut.

Das war ein starker Kontrast zu den knalligen Farben, die Ramira vor ihrer Zeit in Washington bevorzugt hatte, genauso wie die karamellfarbenen Highlights in ihrem Haar sehr viel gesitteter waren als die Frisuren, die sie früher so ausprobiert hatte. Manchmal war es kaum zu glauben, dass sie beide mal zwei Mädchen aus Kalifornien gewesen waren, die sich in Yale ein Zimmer geteilt hatten. Und hier waren sie nun, beste Freundinnen seit der ersten Woche des Jurastudiums.

Connie beobachtete das Geschehen von der Tür aus, ohne dass ihre Mitarbeiter sie bemerkten.

»Hat noch jemand etwas hinzuzufügen, bevor wir in die Besprechung mit der Präsidentin gehen? Ich möchte nicht, dass unser Meeting wieder mit belanglosen Fragen überschwemmt wird.«

»Ich finde nicht, dass zwei Amokläufe in drei Tagen belanglos sind«, warf Asha Kohli, die stellvertretende Stabschefin, ein und drückte sich ihr Tablet an die Brust. Ihr eleganter dunkelgrauer Hosenanzug passte gut zu ihren langen dunklen Haaren und dem dunklen Teint. »Ich hätte erwartet, dass das ganz oben auf der Tagesordnung steht, Ramira.«

»Nein, wir brauchen als Erstes eine klare Antwort auf die Einwanderungsproteste an der Grenze von Arizona«, entgegnete Darius Morgan, ihr Kommunikationsdirektor, der auf der anderen Seite des Raums an der Wand lehnte. Seine tiefe Stimme zog die Aufmerksamkeit aller Anwesenden immer sehr wirkungsvoll auf sich. Etwas, woran Connie sich immer noch nicht gewöhnt hatte. Er war eins der neueren Mitglieder in ihrem Team und erst während der letzten Monate ihres Präsidentschaftswahlkampfes zu ihnen gestoßen. Trotzdem fiel es ihr jetzt schon schwer, sich an eine Zeit zu erinnern, als er noch nicht die offizielle Stimme ihres Stabs gewesen war. In der Führungsriege der Demokraten hatte es Diskussionen darüber gegeben, ob denn ein großer, attraktiver schwarzer Mann die richtige Person für dieses Amt wäre, aber das hatte Connie nur in ihrer Entscheidung bestärkt. Sobald sie ins Weiße Haus eingezogen war, hatte sie ihn zu ihrem Kommunikationsdirektor ernannt.

»Oder vielleicht könnten wir uns auf mehr als eine Priorität gleichzeitig konzentrieren«, sagte Connie und erschreckte damit alle fast zu Tode.

Ramira sprang sofort auf, eine reflexartige Respektsbekundung, obwohl Connie ihr schon unzählige Male gesagt hatte, dass sie darauf ruhig verzichten konnten.

»Das ist ein großes Land, Leute. Wir haben nicht den Luxus, ein Thema über alle anderen zu stellen.«

»Guten Morgen, Ma'am.« Ramira umrundete ihren Schreibtisch und begrüßte Connie mit einer sachten Berührung am Oberarm, die während der Dienstzeit ihre übliche herzliche Umarmung ersetzte. »Wie geht es Zachary?«

»Ich hoffe, er weiß, dass wir alle in Gedanken bei ihm sind«, fügte Darius mit einem Nicken in Connies Richtung hinzu. »Ein Teil vom

Personal hat zusammengelegt und ein paar neue Spiele organisiert, damit ihm übers Wochenende nicht langweilig wird.«

»Habe ich gesehen, das war sehr aufmerksam von Ihnen«, sagte Connie. »Es scheint ihm auf jeden Fall schon viel besser zu gehen und er wartet jetzt nur noch auf die Freigabe vom Krankenhaus, damit er in seinen normalen Alltag zurückkehren kann.«

»Ah, wo wir gerade dabei sind. Ich habe eine Nachricht von Ihrer Schwiegermutter bekommen«, sagte Ramira und fuhr sich mit einer Hand durch die Haare, die sofort wieder an ihren Platz fielen, sobald sie die Finger herauszog. Wenn sie keine besten Freundinnen gewesen wären, hätte Connie sie allein dafür hassen können. »Anscheinend hat das Krankenhaus eine neue Leiterin der Herzchirurgie und bei ihr hatte Zachary wohl heute den Termin. Seine Großmutter hielt die Untersuchung für etwas überstürzt.«

Connie straffte automatisch die Schultern. Es war schlimm genug, wenn sie solche Termine wegen der Arbeit nicht wahrnehmen konnte, aber derartige personelle Veränderungen teilte man ihr normalerweise im Voraus mit. »Kennen wir diese Ärztin? Ist Zach mit ihr einverstanden?«

»Ihr Name ist Dr. Emily Lawrence. Hier steht, dass sie im letzten Monat eingestellt wurde, aber erst diese Woche im Krankenhaus angefangen hat«, meldete sich Elliot von diesem Platz am Fenster aus.

Connie schaffte es, ihr Zusammenzucken bei dem plötzlichen Zwischenruf zu unterdrücken. Es war typisch für Elliot, schweigend in Besprechungen zu sitzen, nur um sie dann zu überraschen.

Sier war kleiner als alle anderen im Raum, trug eine stilvolle Kombination aus einem marineblauen Hemd und einer hellgrauen Hose und hielt sich neben dem großen Panoramafenster im Hintergrund. »Es gab eine Pressemitteilung. Das Krankenhaus scheint sehr stolz darauf zu sein, sie für sich gewonnen zu haben.«

»Wie schaffen Sie es, immer schon Antworten auf Fragen parat zu haben, die ich noch nicht mal gestellt habe?«, wollte Ramira wissen und tippte mit nachdenklicher Miene auf ihrem Handy herum. »Ich glaube, sie steht tatsächlich sogar auf der Rednerliste bei unserer *Healthy Hearts*-Veranstaltung.«

Elliot fuhr fort, ohne von diesem Handy aufzusehen: »Sie ist die jüngste Abteilungsleiterin in der Geschichte des Krankenhauses und die erste Frau auf diesem Posten. Sie ist Ende dreißig, aber ich schätze, es

stimmt, dass Ärztinnen heutzutage jünger aussehen. Entweder das oder sie benutzt eine herausragende Hautpflege.«

Connie wollte keine Internetrecherche und auch keine offiziellen Fotos. Sie wollte sich vergewissern, dass es ihrem Sohn gut ging. Kurzerhand zog sie ihr Privathandy heraus, das sie kaum nutzte, und rief ihn an. Vielleicht war er noch auf dem Weg zur Schule und hatte Zeit, ihr schnell ein Update zu geben.

»Könnten Sie uns kurz allein lassen?« Sie deutete zur Tür.

»Ja, Ma'am«, erwiderten Darius, Asha und Elliot unisono, bevor sie hinaus auf den Gang traten. Ramira blieb als Einzige zurück.

»Er hätte angerufen, wenn ihn irgendetwas aufgewühlt hätte«, sagte sie, sobald sie allein waren.

»Nein, nicht wenn er der Meinung gewesen wäre, mich bei der Arbeit zu stören. Er wird immer zurückhaltender mit dem, was er mir erzählt.« Connie deutete mit einer Kopfbewegung auf das *Oval Office* und war nicht im Geringsten überrascht, als Ramira ihr ohne zu zögern folgte. Die meiste Zeit funktionierte die Zusammenarbeit in diesem Bereich des Gebäudes wie eine gut geölte Maschine und das lag nicht zuletzt daran, dass sie sich auch ohne Worte verstanden.

»Darum ist er ja diesmal überhaupt erst krank geworden. Er dachte, es wäre bloß ein Schnupfen, und wollte mich nicht beunruhigen.« Connie setzte sich auf eines der Sofas, die das Präsidentensiegel auf dem Teppich flankierten.

Ramira nahm ihr gegenüber Platz.

»Und warum hat meine Schwiegermutter mich nicht direkt kontaktiert? Sie ist einer der wenigen Menschen, die das können, und trotzdem lässt sie mir über meine Mitarbeiter Nachrichten zukommen. Wenn sie sich nicht so gut mit Zach verstehen würde, wenn die beiden Robert nicht so verflucht vermissen würden –«

»Niemand kann ein Land regieren und nebenbei allein ein Kind großziehen«, erinnerte Ramira sie mit einem sanften Lächeln. »Zumindest nicht ohne herausragende Unterstützung. Bezahltes Personal kann Wunder vollbringen, aber nichts geht über die Familie. Besonders, wenn man mitten in diesem Durcheinander so etwas wie ein normales Leben führen will.«

Connie stöhnte auf. »Meine Schwiegermutter geht als normal durch? Wir sind wirklich in einer verkehrten Welt gelandet.«

Connie wollte gerade aufgeben, als Zach doch noch ranging. »Mom? Der Unterricht fängt gleich an.«

»Ich weiß, Schatz. Aber ich wollte sichergehen, dass dein Termin gut gelaufen ist. Haben sie dir denn Entwarnung gegeben, wenn du schon wieder in der Schule bist?«

»Ich dachte, Grandma hätte angerufen?«

»Zachary, weichst du etwa meiner Frage aus?« Connie tippte unwillkürlich mit dem Fuß auf den Boden. Sie liebte ihren Sohn, aber kaum etwas war frustrierender als ein Fast-Teenager, der keine Lust hatte zu reden.

»Ich darf wieder zur Schule gehen. Mir geht's gut.«

Connie hörte ihm an, dass er mit der Aufmerksamkeit schon ganz woanders war, vermutlich bei seinen Schulfreunden. »Wenn du dir sicher bist. Sag den Agenten Bescheid, wenn du dich krank fühlst, versprochen?«

»Versprochen.«

»Wie ich gehört habe, hat dich eine neue Ärztin behandelt. War das in Ordnung?«

»Mom –«

»Zachary.«

»Sie war okay. Sogar nett. Hat mich nicht ewig da rumsitzen lassen, um einen Haufen sinnloser Tests zu machen. Außerdem hat sie dich total kritisiert. Das macht sonst nie jemand in meiner Gegenwart.«

»Wie bitte?« Connie hatte sich gerade schon gedanklich darauf eingestellt, mit ihrem Tag fortzufahren, doch der neckende Tonfall in Zachs Worten war nicht zu überhören. »Wofür genau hat sie mich kritisiert? Weil ich den Termin nicht wahrnehmen konnte?«

»Nee, das können alle nachvollziehen. Sie meinte bloß, dass du noch nichts am Gesundheitssystem geändert hast, obwohl du damit im Wahlkampf geworben hast. Es war ziemlich cool, die meisten Leute wollen sich immer nur einschleimen.« Im Hintergrund ertönte eine Klingel. »Ich muss los! Hab dich lieb!« Den letzten Satz nuschelte Zach ins Handy, sodass niemand außer Connie ihn hören konnte.

»Hm.« Connie schaute zu Ramira, nachdem sie das Gespräch beendet hatte. »Wie hieß Zachs neue Ärztin noch mal?«

»Emily Lawrence. Hat Zach gesagt, sie hätte dich kritisiert? Ma'am, wir haben heute keine Zeit, um medizinisches Fachpersonal wegen einer abweichenden Meinung zu ruinieren.«

»Nein, ich will sie nicht ruinieren«, widersprach Connie. Sie rutschte auf dem Polster des Sofas herum und zupfte am Saum ihres Kleids. »Aber wenn sie die Arzttermine meines Sohnes als Bühne für ihre eigene politische Agenda missbraucht, ist das doch bestimmt ein Sicherheitsproblem?«

»Nicht unbedingt. Ihre Hintergrundprüfung war makellos. Hat es ihn aufgebracht?«

»Er fand es amüsant, das kleine Biest.«

»Nun denn. Momentan ist der Vorfall bloß eine Fußnote. Nur eine Handvoll Menschen wissen überhaupt, dass dieses Gespräch stattgefunden hat. Es ist ein brennendes Streichholz in einem leeren Mülleimer. Wenn du darauf reagierst, kippst du Öl in den Mülleimer. Die Medien würden davon unweigerlich Wind bekommen. So etwas erzählt doch immer jemand weiter.«

Es klopfte an der Tür des *Oval Office* und Francesca, Connies Assistentin und quasi Türsteherin, betrat den Raum eilig wie immer.

Hätte Connie etwas für Wetten übrig, hätte sie Geld darauf gesetzt, dass ein Eindringling eher am Secret Service vorbeikam als an Francesca. Und das, obwohl der Secret Service bewaffnet war. »Sorgen Sie dafür, dass Darius mich heute Abend bei einer uns wohlgesonnenen Nachrichtensendung anmeldet, damit ich unseren Plan für das Gesundheitssystem vorstellen kann. Nun ja, wenigstens bei einer, die uns nicht feindselig gegenübersteht. Die Reporter können gern herkommen, ich sitze schließlich heute den ganzen Tag hier drinnen fest. Francesca wird ihn dabei unterstützen, einen Platz im Terminkalender zu finden.«

»Ma'am?« Francesca schaute von dem Tablet auf, das sie so vorsichtig in den Händen hielt, als wäre es die Unabhängigkeitserklärung. Sie hatte ihre Haare in ihrem üblichen Dutt gebündelt und keine einzige der glänzend schwarzen Strähnen lag am falschen Platz. Doch ihr Make-up wirkte dezenter als sonst, auf ihrer weißen Haut war kein rosiger Schimmer zu sehen. Francesca verlagerte das Gewicht von einem Bein auf das andere, der einzige kleine Hinweis darauf, dass die untere Hälfte ihres linken Beins eine Prothese war. Die Verletzung durch eine Straßenbombe hatte zwar ihrer Karriere beim Militär ein Ende bereitet, nicht jedoch ihrer Zeit im öffentlichen Dienst.

»Die Präsidentin wird heute Abend im Fernsehen auftreten. Ich werde unser Pressteam darauf ansetzen. Das Interview sollte allerdings nicht

im *Oval Office* stattfinden. Könnten Sie einen weniger formellen Raum dafür ausfindig machen?« Ramira war sofort wieder in ihrem üblichen Organisationsmodus.

Connie entspannte sich. Sie mussten sich nicht mit jeder Person anlegen, die sie attackierte, aber auf gar keinen Fall sollten sie wichtige Gruppen im politisch linken Spektrum verprellen. Gerade jetzt nicht. Zudem nagte ein leises Schuldgefühl an Connie. Bisher hatte sie noch nichts Wirkungsvolles getan, um den Zugang zu medizinischer Versorgung zu verbessern. Doch sie würde auch nicht den Fortschritt kleinreden, den sie schon vorangetrieben hatten. Robert hatte immer gesagt, dass man einen Kampf am besten gewann, indem man aus einem Feind einen Freund machte. Ausnahmsweise könnte dieser Ratschlag auch einmal in der Politik Einsatz finden.

»Natürlich.« Francesca konnte mit allem umgehen, womit man sie konfrontierte, aber häufig tat sie es mit einem immer deutlicher werdenden Stirnrnzeln, als würde sich ein kleiner Sturm anbahnen. Mit ihrer Drahtgestellbrille wirkte sie unglaublich ernst.

Manchmal fragte sich Connie, ob nicht in Wahrheit Francesca die Geschicke des Landes lenkte. Auf jeden Fall hatte sie die Kontrolle über Connies Leben, was ungefähr auf das Gleiche hinauslief.

»In der Zwischenzeit trage ich ein paar Erfolge im Bereich der Gesundheitsversorgung zusammen, mit denen Sie prahlen können«, sagte Ramira und machte Anstalten zu gehen. »Mittlerweile müssen wir doch irgendein wichtiges Forschungsprojekt oder sonst irgendwas Cooles finanziert haben.«

»Falls nicht, denken Sie sich irgendetwas aus!«, rief Connie ihr hinterher. »Francesca, können Sie dafür sorgen, dass Zach und ich vor dem Interview noch etwas Zeit miteinander verbringen können? Ich werde heute Nachmittag keine Zeit dafür haben, einen Blick auf seine Hausaufgaben zu werfen, und Sie wissen ja, dass ich es hasse –«

»... ihn nicht mehr zu sehen, bevor er ins Bett geht. Schon verstanden. Ich kümmere mich darum, Ma'am.«

»Vielen Dank, was würde ich nur ohne Sie tun? Sagen Sie mir noch mal, warum ich Sie nicht längst zur Direktorin der CIA oder etwas Ähnlichem befördert habe?«

Francesca schenkte Connie einen ihrer abwägenden Blicke, von denen sie einen schier endlosen Vorrat zu haben schien. »Ich vermute, Sie

fürchten einen Putsch, Madam President. Soll ich Ihren nächsten Termin hereinschicken?«

Connie nickte und umrundete den Schreibtisch, um wieder auf ihrem Stuhl Platz zu nehmen. Es war an der Zeit, das Land einen weiteren Tag lang zu regieren.

Kapitel 3

»Du warst schon mal im Weißen Haus, oder?«, fragte Rebecca, als sie sich dem Sicherheitsposten am nordwestlichen Tor näherten. Sie trug bereits ein Schlüsselband mit dem Logo des Krankenhauses um den Hals, das bald von einem Besucherausweis des Weißen Hauses ergänzt werden würde.

»Äh, ja. Aber bei einem Schulausflug.«

»Tja, es war nett von ihnen, uns zu dieser Konferenz einzuladen. Auch wenn es da nur so von Krankenversicherungslobbyisten wimmeln wird.« Rebecca wirkte abgelenkt. Sie stellten sich hinten an und warteten, bis sie an der Reihe waren, sich in das Besucherregister einzutragen und abgetastet zu werden.

»Zumindest musst du keinen Vortrag halten«, sagte Emily und zog ihren Führerschein hervor.

Sie wurden als Nächstes an die Sicherheitskontrolle herangewunken, was ihre Unterhaltung für eine Weile unterbrach. Emily ahmte Rebeccas Bewegungen beinahe eins zu eins nach, übergab lächelnd ihren Ausweis und wartete, bis die Securityleute sie von oben bis unten durchleuchtet hatten und sie reinließen. Kurz darauf wurden sie zu der für Besucher genehmigten Route eskortiert.

»Das hier war mal um einiges einfacher«, erzählte Rebecca. »Als ich angefangen habe, in D.C. zu arbeiten, konnte man praktisch direkt reinspazieren, solange dein Name auf einer Liste stand. Mittlerweile haben sie die Sicherheitsvorkehrungen extrem hochgefahren. Und erst recht, seit eine Frau unsere Präsidentin ist. Das ruft nun mal die furchtbarsten Leute auf den Plan.«

Darüber hatte Emily noch nie nachgedacht. Sie hatte schon viele Menschen kennengelernt, die in der Politik tätig waren und die ganz besessen waren von Mordanschlägen und Attentaten, seien es nun geglückte oder auch nur versuchte. Emily war bei dem Thema immer mulmig zumute. Über die Flugbahn von Kugeln und die Motive von bewaffneten Schützen zu spekulieren, war nie nur eine theoretische Spielerei für sie. Jeder, der ihre persönliche Geschichte kannte, war

üblicherweise taktvoll genug, solche Dinge nicht in ihrer Gegenwart zu diskutieren. Mit ein paar bemerkenswerten und hässlichen Ausnahmen.

»Ich bin bloß froh, dass ich nicht von der Gästeliste geflogen bin. Vielleicht hat ja niemand der Präsidentin verraten, dass ich sie infrage gestellt habe.«

Rebecca verdrehte die Augen. »Versuch einfach, heute nicht ganz so kritisch zu sein. Wir sind bei vielen unserer Programme auf staatliche Förderung angewiesen und ich kann es nicht gebrauchen, dass meine Top-Herzchirurgin es sich mit allen hohen Tieren der Stadt verscherzt.«

Die nächste halbe Stunde war die reinste Vorstellungsrunde. Es schien, als würde jede Person im Raum Rebecca kennen, was vermutlich kein Wunder war, denn sie war sehr umtriebig, wenn es darum ging, Spender zu akquirieren. Und Rebecca bestand darauf, Emily sämtlichen Anwesenden einzeln vorzustellen. Gesichter konnte sie sich gut merken, doch Emily wusste ganz genau, dass sie die Hälfte der Namen vergessen haben würde, noch bevor die Veranstaltung zu Ende war.

Dann folgte die kurze Tortur ihres Vortrags. Obwohl Emily ihr Thema in- und auswendig kannte, war es ihr immer noch unangenehm, vor Publikum zu reden. Erfreulicherweise lief es wirklich gut. Sie legte die Faktenlage so klar wie möglich dar und erntete sogar ein oder zwei Lacher.

Nachdem sie den Teil des Abends hinter sich gebracht hatte, warf sie einen Blick auf die Uhr. Ob sie es vielleicht rechtzeitig zurückschaffte, um ein oder zwei nicht lebensnotwendige Ops im Zeitplan nach vorne zu schieben? Es hätte schon etwas für sich, sich unauffällig davonzustehlen.

Das Gemurmel im Raum wurde merklich lauter.

»Ist irgendwas passiert?«, fragte sie Rebecca, die mit zwei Gläsern Mineralwasser zu ihr zurückkehrte.

»Ich schätze, die Präsidentin ist auf dem Weg.« Sie konnte die Stimmung eines Raums stets lesen wie ein Seefahrer die Windrichtung.

»Sollte es dann nicht ...?« Emily wollte die Frage nicht laut aussprechen, doch sie drängte sich ihr förmlich auf. »Ich meine, müsste die Band dann nicht ...?«

Rebecca stieß ein würdevolles Schnauben aus, statt Emily hemmungslos auszulachen. »Nein, nein. Nur bei formellen Anlässen. Die Präsidentin hat nicht jedes Mal Einlaufmusik, wenn sie einen Raum betritt. Sie ist das Staatsoberhaupt, keine Profi-Wrestlerin.«

Eine Tür an der Seite des Raums wurde mit einem leisen Klicken geöffnet, das die meisten Umstehenden ignorierten. Doch Emily war in höchster Alarmbereitschaft und bemerkte es sofort. Sie wurde mit dem Anblick der Stabschefin belohnt, die hereintrat und sich noch einen Moment das Handy ans Ohr drückte, bevor sie das Gespräch beendete. Emily wägte ihre Optionen ab und entschied, dass sie die Chance ergreifen sollte, die Dinge ganz offiziell wieder geradezurücken.

»Ms. Emanuel?«, sagte sie leise. Emily war einigermaßen überrascht, dass sie einfach so neben sie treten konnte. Kaum hatte sie das gedacht, entdeckte Emily mindestens drei Agenten vom Secret Service, die sie beide genau im Auge behielten. Ach ja. Deshalb kam man ohne Hintergrundprüfung gar nicht erst in diesen Raum.

»Ja? Oh, Sie sind das.«

»Bitte?«

»Die Ärztin, die über den Sohn der Präsidentin Nachrichten ausrichten lässt«, erklärte Ramira mit breitem Grinsen und funkelnden Augen. »Wie ich höre, hatten Sie eine recht interessante Begegnung mit Mrs. Calvin. Sie ist eine sehr fürsorgliche Großmutter.«

»Ich wollte wirklich nicht unhöflich sein.« Emily richtete sich zu ihrer vollen Größe auf. Neben Ramira in ihren hochhackigen Schuhen kam sie sich trotzdem irgendwie klein vor. »Ich wollte nur betonen, dass ich für die Präsidentin und alle hier den allerhöchsten Respekt empfinde. Ich meine, ich habe sie schließlich gewählt.«

»Das ist ein guter Anfang.«

»Aber das bedeutet noch lange nicht, dass sie vier Jahre lang einen Freifahrtschein hat. Meine Aufgabe ist es, meinen Patienten die bestmögliche Versorgung zu gewährleisten, und das kann ich nicht tun, wenn derartig viele kranke Menschen sich nicht behandeln lassen, weil sie andernfalls in den finanziellen Ruin getrieben würden ... Ma'am.«

Ramira gefror das Lächeln auf den Lippen. »Sie müssen mich nicht mit Ma'am ansprechen.«

Genau im richtigen Moment erschien Rebecca zu Emilys Rettung. Während einer Operation am offenen Herzen kam man nicht in solch verzwickte Situationen.

»Ramira! Ich wusste gar nicht, dass Sie auch hier sein würden. Sonst hätte ich Ihnen die Flasche Tequila mitgebracht, die ich Ihnen noch schulde. Wobei, wie ich höre, geht man hier sehr hart gegen Alkohol am Arbeitsplatz vor.«

Die beiden Frauen begrüßten einander mit federleichten, angedeuteten Küssen auf die Wangen. An diese geschliffene, professionelle Seite von Rebecca musste sich Emily noch gewöhnen. Bisher kannte sie sie in erster Linie als Partnerin ihrer Schwester.

Emily beneidete Rebecca um ihre lässige Selbstsicherheit. Sie hasste es, wie unwohl sie sich manchmal in ihrem eigenen Körper fühlte. Vor allem neben glamourösen Powerfrauen wie den beiden, denen das alles einfach zuzufallen schien und die sich wohl alle untereinander kannten. Neben ihnen fühlte sich Emily wie eine Brautjungfer, die erst in letzter Minute zur Hochzeit eingeladen worden war. Wenigstens wusste sie im Gegensatz zu ihnen, wie man ein Aortenaneurysma behandelte.

»Sie schulden mir außerdem zwanzig Mäuse für die Vorwahlen der Republikaner. Wie ich hörte, ist heute ein neuer Kandidat ins Rennen gegangen.«

»Nein. Ist nicht wahr!« Rebecca verzog geradezu angeekelt das Gesicht. »Ich mag zwar kein Fan der Republikaner sein, aber selbst die würden nicht so tief sinken.«

»Wie tief?«, fragte Emily unwillkürlich.

»Offenbar hat Gabriel Emerson seine Kandidatur bekannt gegeben«, sagte Rebecca. »Ramira hat mir erzählt, dass er ein Auge auf die Vorwahlen geworfen hat, aber ich dachte, das wäre purer ... Na ja, jedenfalls wird er nicht lange im Rennen sein. Sie werden sich für ein politisches Schwergewicht wie Senatorin Randolph entscheiden und alles wird wieder seinen gewohnten Gang gehen.«

»Moment, meinst du Gabe, diesen extrem religiösen Typen aus dem Fernsehen?« Emily konnte es nicht glauben. »Redet wie ein Pastor, glaubt aber aus irgendeinem Grund, dass eine bezahlbare medizinische Versorgung für alle gegen Gottes Gesetze verstößt. Dieser Typ?«

»Genau der. Nennt sich selbst *Good Ol' Gabe* oder so«, erwiderte Rebecca. »Und er hat bisher noch nie für irgendein Amt kandidiert. Noch vor Iowa werden die Republikaner ihn wieder zurück in die Besenkammer stellen, aus der sie ihn hervorgeholt haben. Der ist bloß ein Gag für die Einschaltquoten.«

»Passen Sie auf, was Sie sich wünschen«, murmelte Ramira.

Emilys Aufmerksamkeit wanderte von Ramira weg. Sie hätte schwören können, dass sich die Atmosphäre im Raum kaum merklich verlagert hatte.

Einige der anderen Anwesenden schienen es auch zu spüren. Das Geplapper um sie herum ebte zu einem leisen Murmeln ab und nicht nur Emily, sondern auch andere Gäste sahen sich auf der Suche nach der Quelle der Unruhe um.

Dann richtete sich die Aufmerksamkeit der Versammelten plötzlich – und ohne nachvollziehbaren Grund – auf die geschlossene Flügeltür in der vorderen Ecke des Raums, direkt hinter der kleinen Bühne, auf der Emily eben noch ihren Vortrag gehalten hatte. Eine asiatisch-amerikanische Frau in einem Anzug trat ans Mikrofon und stellte sich als Asha Kohli, die stellvertretende Stabschefin, vor. Sie klatschte in die Hände und Stille breitete sich im Raum aus. »Und nun, verehrte Anwesende, bitte begrüßen Sie mit mir die Präsidentin der Vereinigten Staaten.«

Die Türflügel öffneten sich vollkommen lautlos und die Präsidentin erschien. Sie hatte die Hände in ihrer typischen Begrüßungsgeste erhoben, die sie während ihrer Wahlkampftour etabliert hatte: Sie winkte nicht wirklich, zeigte auch nirgendwohin, hatte aber dennoch etwas von einer siegreichen Sportlerin.

Emily hatte schon so einige beeindruckende Menschen kennengelernt. Tatsächlich galt auch sie selbst als durchaus beeindruckend, das war ihr bewusst. Sie war bereits Gouverneuren begegnet, Bürgermeisterinnen, Leinwandgrößen und bei dem einen oder anderen Charity-Event auch mal internationalen Popstars. Sie kannte die Aura der Berühmtheit und den Wirbel um bestimmte Personen, die sie größer wirken ließen, als sie eigentlich waren. Normalerweise ließ sie sich nicht von dieser Illusion blenden.

Präsidentin Constance Calvin war allerdings eine ganz andere Hausnummer. Sie leuchtete, als wäre ständig ein Scheinwerfer auf sie gerichtet. Ihr Gang war selbstbewusst, ihr Händedruck knapp. Wem sie die Hand schüttelte, dem sah sie immer auch eindringlich in die Augen. Mit erstaunlicher Effizienz bahnte sie sich einen Weg durch die Menge. Direkt auf Emily zu.

Darauf war sie nicht vorbereitet. Ihre Arme fühlten sich plötzlich taub an. Als sie etwa zehn Jahre alt gewesen war, hatte Emily Angst vor Asteroiden gehabt, die auf Kollisionskurs mit der Erde waren. Dann hatte sie sich – angeleitet von ihrem Vater – genauer über das Thema informiert und schließlich aufgehört, sich verrückt zu machen. In diesem Augenblick

allerdings meldete sich die alte Panik mit voller Wucht zurück. Sie befand sich in der Flugbahn der Präsidentin und es gab keinen Ausweg.



Connie kam direkt aus einem Meeting, das länger gedauert hatte als geplant. Auf die *Healthy Hearts*-Veranstaltung hatte sie sich darum kaum vorbereiten können. Trotzdem schoben ihre Agenten jetzt die Flügeltür auf. Automatisch legte sie den Schalter in ihrem Kopf um und wechselte in den Präsidentinnen-Modus.

Zum Glück hatte sie jede Menge Erfahrung, wenn es darum ging, sich gelassen zu geben. Außerdem stand ja auch nur das übliche Händeschütteln an – und sie konnte diese Emily genauer unter die Lupe nehmen, die Zach letztens untersucht hatte. Emily. Nein, das war zu vertraulich. Dr. Lawrence.

Hände wurden ihr entgegengestreckt und Connie gab sich die größte Mühe, ein paar Worte mit jeder Person zu wechseln, ohne sich zu lange aufzuhalten. Sie erkannte Dr. Lawrence von den Fotos, auf die sie bei ihrer kurzen Recherche gestoßen war. Sie stand bei Ramira und einer weiteren hochgewachsenen schwarzen Frau, der berühmten Rebecca Mason, Geschäftsführerin von Washingtons bestem Krankenhaus. *Beeindruckende Gesellschaft*.

»Wenn das mal nicht die Delegation des *Blackwell Memorial Hospital* ist«, sagte Connie, als sie die kleine Gruppe erreicht hatte. Ihr war bewusst, dass ein Großteil der Anwesenden sie immer noch beobachtete. Routiniert streckte sie ihnen die Hand entgegen. *Die Diplomatie in Person*.

»Rebecca Mason, Madam President. Es ist eine Freude, Sie wiederzusehen. Während Ihrer Kampagne in Atlanta war ich –«

»Eine große Hilfe, ja. Wir sind Ihnen sehr dankbar.« Sie kam Connie tatsächlich bekannt vor, auch wenn sie nicht mehr genau wusste, woher – aber sie war es gewöhnt, solche Einzelheiten zu überspielen.

Mit der Andeutung eines Grinsens beobachtete Ramira das Geschehen. Sie wäre niemals so unprofessionell, tatsächlich offensichtlich zu grinsen, aber sie war zweifellos amüsiert. Das würde Conny ihr bei der nächsten Pokerrunde in der *Air Force One* heimzahlen.

»Madam President.« Dr. Lawrence meldete sich direkt zu Wort. »Ich bin Dr. Emily Lawrence –«

»Ja, mir wurde zugetragen, dass Sie meinen Sohn untersucht haben. Ich glaube, das FBI hat Sie wegen des Verdachts auf Rufmord unter

Beobachtung gestellt. Immer noch besser als für einen tatsächlichen Mord, nehme ich an.«

»Das ... FBI?« Dr. Lawrence hatte von Natur aus schon einen recht hellen Teint, wurde jetzt jedoch noch merklich blasser. Sonderlich viel kriminelle Energie schien sie also nicht zu besitzen. »Bin ich ...? Haben Sie –?«

»Entspannen Sie sich, Dr. Lawrence. Es liegt mir fern, einer Person die Polizei auf den Hals zu hetzen, dank der mein Sohn einen halbwegs erträglichen Krankenhausaufenthalt hatte. Obwohl meine Schwiegermutter einige Bedenken geäußert hat.«

Als hätte ein Stromschlag sie getroffen, richtete ihr Gegenüber sich auf und straffte die Schultern. Dr. Lawrence hatte die Arme verschränkt und die Muskeln ihrer Oberarme traten deutlich hervor. Ihr ärmelloses hellblaues Kleid war ein erfrischender Farbkleck inmitten eines Raums voller Grau, Schwarz und Marineblau. Dr. Lawrence trug heute nicht die strenge Frisur von den Fotos, sondern hatte das braune Haar teilweise zurückgesteckt, während der Rest offen in sanften Wellen über ihre Schultern fiel. Die Brille mit Schildpattrahmen verlieh ihr etwas Intellektuelles. Diese Frau sollte man definitiv nicht unterschätzen.

»Madam President«, sagte Emily.

Verdammt, Connie war es so leid, so angesprochen zu werden. Die Leute dachten dann immer, sie richteten die Worte an ihr Amt, nicht an sie als Menschen. Meistens zumindest.

»Ich habe Ihren Sohn als Ärztin untersucht«, fuhr Emily fort. »Nicht als politische Gegnerin und auch nicht mit irgendwelchen Hintergedanken. Ich habe mich mit Zach lediglich über seine Konstitution unterhalten. Er ist so ein kluger junger Mann –«

»Emily«, sagte Rebecca und in diesen drei Silben schwang eine deutliche Warnung mit.

Dr. Lawrence fuhr unbeirrt fort. »Aber Sie müssen auch zugeben, dass sowohl Ihre politischen Gegner als auch Ihre Befürworter recht haben, wenn Sie eine Reform des Gesundheitssystems fordern. Was könnte wichtiger sein? Was würde mehr Leben retten? Während des Wahlkampfes haben Sie doch immer betont, dass genau das für Sie an erster Stelle steht.«

»Nun, das ist eine gute Frage, Dr. Lawrence. Es gibt jedoch auch andere wichtige Themen, denen wir uns widmen müssen. Momentan bemühen wir uns darum, das Defizit zu reduzieren. Wir versuchen,

die vergangenen Jahrzehnte aufzuholen, in denen dem Klimawandel nichts entgegengesetzt wurde, bevor die Erde in Flammen aufgeht. Und nur so zum Spaß dachten wir uns, dass wir doch auch mal etwas gegen die allgegenwärtigen Schusswaffen auf unseren Straßen unternehmen könnten. Vielleicht müssten wir weniger Geld in unser Gesundheitssystem stecken, wenn unsere Krankenhäuser nicht voll wären mit den Opfern von Waffengewalt, meinen Sie nicht auch?»

Der Kick einer guten Diskussion stieg Connie fast schon zu Kopfe. Auf einmal schmerzten ihre Schuhe nicht mehr und auch das leichte Pochen in ihren Schläfen, das sie eben noch geplagt hatte, war verschwunden. Für diese Art von Diskussionen lebte sie. Darin war sie richtig gut.

Zunächst lag in Dr. Lawrence' Augen ein Funkeln, das darauf schließen ließ, dass auch sie ein Faible für derartige verbale Schlagabtausche hatte. Doch mitten während Connies kleiner Rede versteinerte der Ausdruck auf ihrem umwerfenden Gesicht.

»Ja, vielen Dank. Mir ist durchaus bewusst, dass wir in den USA ein Problem mit Schusswaffen haben.« Jegliche Wärme war aus ihrem Blick gewichen. Da war nicht einmal mehr die Andeutung eines nervösen Lächelns auf ihren Lippen. Dr. Lawrence schien sich die Worte regelrecht abzurufen.

»Verzeihung, habe ich –«

»Wenn Sie mich bitte entschuldigen.« Dr. Lawrence wandte sich ab. Sie brauchte einen Moment, um auf ihren hohen Schuhen das Gleichgewicht zu finden, dann verließ sie mit schnellen Schritten den Saal.

Inzwischen lag die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf ihrer kleinen Gruppe. Sämtliche Gespräche waren verstummt. Obwohl über hundert Leute in diesem Raum waren, war das Geräusch der sich schließenden Tür beinahe ohrenbetäubend laut.

Ramira warf Asha einen strengen Blick zu, woraufhin diese sofort ein lautstarkes Gespräch über den Tsunami begann, der unlängst den Pazifik heimgesucht hatte. Allmählich pendelte sich der Geräuschpegel wieder auf einem normalen Niveau ein.

»Ich glaube, mich hat niemand mehr einfach so stehen lassen, seit ich beim G8-Gipfel einen Karaoke-Abend vorgeschlagen habe.« Connie starrte immer noch auf die Tür, durch die Dr. Lawrence eben verschwunden war. »Habe ich etwas Falsches gesagt?«

Jedem anderen wäre der winzige Blickaustausch zwischen Ramira und Rebecca vielleicht entgangen, doch Connie war daran gewöhnt, auf die wortlose Kommunikation zwischen ihren Mitarbeitern zu achten. Es war nicht gerade beruhigend, dass dies anscheinend auch mit Außenstehenden funktionierte.

»Ramira, soll ich das übernehmen, oder –?«

»Nein, genießen Sie den restlichen Abend. Und sehen Sie nach Dr. Lawrence. Die Präsidentin und ich haben ohnehin gleich ein Meeting im *Roosevelt Room*.«

»Haben wir das?«, platzte Connie heraus. »Aber ...«

Ramira bedeutete den nächsten Secret-Service-Agenten, sich in Formation zu begeben, was diese auch prompt taten. Sie geleiteten Connie und Ramira zurück zum Flur.

»Wir gehen am besten in mein Büro«, sagte Ramira.

»Aber was war –«

»Diese Unterhaltung führen wir am besten unter vier Augen, Ma'am.« Ramiras Tonfall machte überdeutlich, dass sie keine Diskussion duldete.

»Du musst mich wirklich nicht Ma'am nennen, Ramira. Hättest du dir vor dreißig Jahren, als wir uns in Yale ein Zimmer geteilt haben, gedacht, dass du mich mal so ansprichst?«

»Ja, das habe ich, Madam President. Ich bin im Übrigen fest davon überzeugt, dass ich Ihnen so den Wahlsieg beschert habe.«

Connie verdrehte ein kleines bisschen die Augen. Manchmal hielt tatsächlich allein Ramiras Selbstvertrauen den Laden am Laufen, aber es war schon eine arge Neudeutung der Vergangenheit, wenn sie behauptete, dass sie von Anfang an einen Masterplan gehabt hatte, um Connie zur Präsidentin zu machen.

»Nun, ich habe es ganz allein in Los Angeles zur Staatsanwältin und danach zur Generalstaatsanwältin von Kalifornien geschafft. Du bist erst aufgetaucht, als du wolltest, dass ich Gouverneurin werde. Vielleicht verdanke ich meinen Wahlsieg also doch nicht nur dir allein. Vielleicht wäre ich ja so oder so hier gelandet.«

Die Agenten brachten sie bis zur Tür von Ramiras Büro und ließen sie dann allein, um sich außen vor den drei geschlossenen Türen zu postieren, inklusive der zum *Oval Office*. Oft genug bemerkte Connie noch nicht einmal, welcher Agent wo stand, abgesehen von dem, der ihr am nächsten war. Tag und Nacht führten sie ihr lautloses Überwachungs- und Schutz-Ballett auf, ohne dass Connie je etwas anmerken oder ändern musste.

»Also, was war das bitte?« Connie setzte sich nicht, also blieb auch Ramira stehen, was ein bisschen frustrierend war. Sie lehnte sich nämlich gegen ihren Schreibtisch und verschränkte die Arme. Das war die Pose, in der sie typischerweise Vorträge hielt.

»Als wir uns letztens über Emily Lawrence unterhalten haben, kam mir der Name so bekannt vor. Aber es war ihre Mutter, an die ich denken musste. Alicia. Sie war Richterin in Kalifornien.«

»Oh, natürlich. Alicia Lawrence. Der Name sagt mir was. Ich glaube, ich hatte nie eine Verhandlung vor ihr. War sie nicht sogar mal im Gespräch für den Obersten Gerichtshof?«

Ramira verzog das Gesicht ein wenig und schürzte die Lippen, wie sie es immer tat, wenn sie ihre Worte mit Bedacht wählte. War Emily Lawrence' Familie etwa in einen politischen Skandal verwickelt gewesen?

»Wahrscheinlich hast du nicht alles mitbekommen. Damals warst du gerade frisch verheiratet und viel auf Reisen. Aber sie war die Richterin, die für den Obersten Gerichtshof nominiert und in der Woche vor ihrer Befragung im Senat erschossen wurde. Erinnerst du dich? Sie haben damals auch ihren Mann ermordet. Er war beim FBI.«

Manchmal war ein gutes Gedächtnis ein Segen. Der kleine Anstoß von Ramira genügte und schon brach die Erinnerung an den Fall über Conny herein. Der Vorfall war schrecklich gewesen, eine echte Bedrohung für die Pro-Choice-Bewegung und für sämtliche Bemühungen um ein ausgewogenes Kräfteverhältnis am Obersten Gerichtshof, wenn es denn schon keine liberale Mehrheit gab. Alicia Lawrence war eine polarisierende Kandidatin gewesen. Die Linken hatten sie gefeiert, die Rechten sie verabscheut. Das Attentat auf sie – und etwas anderes war es nicht gewesen – hatte wochenlang die Nachrichten beherrscht. Der Verdächtige war zunächst entkommen, schließlich aber doch festgenommen worden. Das war noch vor ihrer Rückkehr in den Dienst gewesen, deswegen hatte Connie nicht alle Details mitbekommen.

»Das ist ja furchtbar. Und dann komme ich und mache Witze über Waffengewalt und unsere Erfolge dabei, sie einzudämmen? Obwohl die noch nicht einmal gesichert sind. Gott, Ramira. Wir brauchen ein besseres Signal, damit ich weiß, wann ich die Klappe halten muss.«

»Bei allem Respekt, du warst voll in Fahrt. Wenn du im Rednermodus bist, dann machst du keine Pausen, bei denen man einhaken oder dich bremsen könnte.«

»Trotzdem. Sie hat so erschüttert ausgesehen. Sobald ich das bemerkt habe ...Moment, war sie bei der Schießerei dabei? Hieß es nicht, dass beide Kinder zugegen waren, aber nur eines vor Gericht ausgesagt hat?«

»Ja. Beide Töchter waren dabei. Ich habe mich nach unserem Gespräch am Montag noch einmal in den Fall eingelest.« Natürlich hatte sie das. »Die Familie war gerade zusammen mittagessen gegangen. Sie hatten angefangen, sich Häuser in Washington anzusehen. Sutton, die ältere Schwester, hat ein paar kleinere Verletzungen davongetragen, und Emily ist zu ihr gelaufen, um ihr zu helfen. Nur deswegen konnte der Schütze die beiden nicht sehen. Als sie wieder zu ihren Eltern zurückkam, waren sie bereits tot. Sie war die Einzige, die das Gesicht des Schützen sah.«

»Und sie hat gegen ihn ausgesagt? Ist ihm vor Gericht gegenübergetreten?«

Ramira nickte. »Nachdem sie ihn endlich erwischt hatten, ja.«

Connie wusste aus eigener Erfahrung, wie schwer es war, vor Gericht zuverlässige Zeugenaussagen zu bekommen. Vor allem, wenn der Verlust so schwer und so frisch war. Je mehr sie über Emily Lawrence erfuhr, desto interessanter fand sie sie. Aber Connie war nicht bloß neugierig. Nein, in erster Linie fühlte sie mit ihr mit. Diese Frau hatte Schreckliches durchlitten. Ihr eigener Verlust setzte ihr immer noch zu, doch das Trauma, mit dem Dr. Lawrence kämpfen musste, war um so vieles schlimmer. *Unvorstellbar.*

Connies unbedarfter Vortrag über Schusswaffen hinterließ nun einen schalen Nachgeschmack.

»Wie alt war sie damals?«

»Es ist zwanzig Jahre her. Laut ihrer Akte ist sie jetzt siebenunddreißig. Wenn es dich interessiert, kann ich dir eine Zusammenfassung ihrer Akte erstellen lassen. Aber ich finde eigentlich nicht, dass wir uns allzu lange mit diesem Thema aufhalten sollten.«

Connie tigerte auf dem weichen Teppichboden auf und ab. Ihre Absätze gruben sich in die dunkelblaue Wolle. »Es fühlt sich falsch an, es einfach dabei zu belassen. Ich wollte auf sie zugehen, aber stattdessen habe ich nur furchtbare Erinnerungen aufgewühlt.«

»Sie kommt bestimmt damit klar.« Ramira strich sich mit einer Hand durch das Haar. »Aber es ist fast schon niedlich, wie du dich um sie sorgst. Manchmal vergesse ich, dass du der einzige wirklich nette Mensch in Washington bist, Boss.«

»Tja, wir sollten aufpassen, dass sich das nicht herumspricht. Wie dem auch sei, ich würde Dr. Lawrence gern Blumen oder sonst etwas schicken. Jetzt, wo ich weiß, in welches Fettnäpfchen ich da getreten bin.«

Ramira hob abwehrend die Hände. »Wir wissen beide, dass selbst ich dich nicht aufhalten kann, wenn du dir mal etwas in den Kopf gesetzt hast. Aber schau, dass du es nicht übertreibst. Wir wollen doch nicht, dass die Medien dich schon wieder mit Elton John vergleichen.«

Connie verdrehte die Augen. »Es ist doch nur ein Blumenstrauß, Ramira. Was kann da schon schiefgehen?«

Hat Ihnen die Vorschau gefallen?

Sie können unsere E-Books im Online-Buchhandel
beziehen.

Dazu gehören sowohl die Seiten von Amazon,
Apple, Kobo, Weltbild, und viele andere Anbieter.